

Digeser, Andreas

Sprache: Deutsch – und ein paar Seitenblicke aufs Englische

Europäische Erziehung 40 (2010) 1, S. 28-35



Quellenangabe/ Reference:

Digeser, Andreas: Sprache: Deutsch – und ein paar Seitenblicke aufs Englische - In: Europäische Erziehung 40 (2010) 1, S. 28-35 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-35148 - DOI: 10.25656/01:3514

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-35148>

<https://doi.org/10.25656/01:3514>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Auszug aus / extract from / extrait de:
Europäische Erziehung, Halbjahreszeitschrift des EBB-AEDE
ISSN: 0423-6238
44 (2010) 1; S. / p: 28-35.

Kontakt:

Schriftführer oder Geschäftsstelle des Europäischen Bundes für Bildung und Wissenschaft –
Die deutsche Sektion der Association Européenne des Enseignants (EBB-AEDE)

eMail: schriftfuehrung@ebb-aede.com
oder geschaeftsstelle@ebb-aede.com

Andreas Digeser

Sprache: Deutsch — und ein paar Seitenblicke aufs Englische

Sprache und Denken

Denken und Sprache sind nicht dasselbe, aber sie sind interdependent, das heißt, sie wirken miteinander und ineinander. Das Kleinkind entwickelt seine komplexen Fähigkeiten mit Hilfe seiner allgemeinen Organenausstattung im Zuge eines Lernprozesses, der von Anfang an ein intelligentes Verhalten ist. konstruktiv und zugleich kooperativ. Das wissen wir, seit Jean Piagets umfassende lernpsychologische Theorie vorliegt¹. Für den ständigen aktiven Austausch des Kleinkindes mit der Umwelt prägte er die Begriffe Aneignung (Assimilation) und Anwendung (Akkomodation). Es ist klar, dass nichtsprachliche Faktoren dabei eine Rolle spielen; andernfalls wären die umfassenden Lern- und Bildungsprozesse, die in hohem Maße von Spontaneität und Selbstverwirklichung gekenn-

zeichnet sind, nicht verstehbar und darstellbar. Wie viel außersprachliches Denken an diesen Vorgängen beteiligt ist und wie dann mit Hilfe von Sprechermodellen die Festlegung auf eine so genannte Muttersprache erfolgt, bleibt ein hehres Erkenntnisziel für die zurzeit weiter fortschreitende Hirnforschung, welche bildgebende Verfahren benutzt, die erst in neuerer Zeit entwickelt wurden. Das Zusammenwirken von Sprache und Denken gehört zum Grundbestand der modernen Hermeneutik, das heißt: des Verstehens des menschlichen Daseins und Selbstseins. Es gehe darum, sagt Gadamer, dass die hermeneutische Grunderfahrung ihre wahre Universalität enthüllt, „sofern unser Gebrauch der Sprache oder besser, sofern der Gebrauch, den die Sprache in uns findet,

¹ Jean Piaget (1896-1980), Le langage et la pensée chez l'enfant. 1923

wenn wir denken, unsere gesamte Welterfahrung durchzieht².

Nach Abschluss der Lallphase beginnt das Kleinkind mit sprachlichen Äußerungen, und zwar durchaus auch im Selbstgespräch. Solches frühes Einüben in den Sprachgebrauch, woraus sich allmählich ein erstes Kommunikationsverhalten entwickelt, ist vielfach nachgewiesen und aufgezeichnet worden. Die sich in den ersten Lebensjahren herausbildende Sprache ist und bleibt dann das Medium des Denkens des Menschen: Das Denken findet in aller Regel in der Muttersprache statt. Ausnahmen sind Fälle, wo eine Fremdsprache Zeit hat, starken Einfluss zu gewinnen, zum Beispiel wenn jemand lange in einem Land weilt, dessen Sprache er gelernt und in hohem Maße immer weiter internalisiert hat. Man stellt dann mit Erstaunen fest,

dass man in der anderen Sprache zu denken und zu träumen beginnt. Nach Rückkehr stellen sich sogar manchmal fremdsprachliche lexikalische Ausdrücke und syntaktische Strukturen in den Weg der normalen Äußerungen. Bald jedoch läuft das Denken wieder in den gewohnten Bahnen des Netzwerkes der Erstsprache ab. Wir bewegen uns darin ohne viel nachzudenken mit intuitiver Sicherheit und können im Normalfall auch keine Erklärungen über die Besonderheiten und vielfältigen Komplexitäten dieses Systems der Muttersprache abgeben. Wer seine Muttersprache Teilnehmern anderer Sprachen erläutern oder gar als deren zu erlernende Fremdsprache nahe bringen will, muss erkennen, dass er das ohne eine besondere Lernphase oder sogar Ausbildung nicht leisten kann.



Gedenktafel für Hans-Georg Gadamer an der Universität in Wrocław (Breslau)

Quelle: GNU <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Gadamer-tablica.JPG>

² Hans-Georg Gadamer (1900-2002), Gadamer Lesebuch, hg. v.

Jean Grondin, Tübingen, Mohr, 1997. S. 25

Bedeutung: der eingespielte Gebrauch von Worten und Sätzen

Ein weiterer Grund, warum ein leichtes Umschalten auf eine andere Sprache nicht möglich ist, liegt darin, dass es sich bei jeder Sprache, also auch der eigenen, um ein höchst komplexes, eigenständiges System handelt, dessen vielfältige Ausgestaltung und Eröffnung von Möglichkeiten Verwunderung hervorbringt. Von Exaktheit kann da keine Rede sein. Dessen wurde sich auch der Philosoph Ludwig Wittgenstein (1889-1951) (man darf sagen: schmerzlich) bewusst, nachdem er in einer frühen Phase seiner sprachphilosophischen Studien die Vorstellung einer „Präzisionssprache“ entwickelt hatte und damit gescheitert war. Nach einer langen Pause seines Schaffens nahm er seine Studien wieder auf und demonstrierte in seinem zweiten Hauptwerk, den postum 1953 veröffentlichten *Philosophischen Untersuchungen*, eine völlig andere Sicht des Phänomens Sprache. Die ‚Grammatik‘ befasst sich nicht mit Wort- und Satzbildungskonventionen, schon gar nicht mit den Regeln einer logischen Verknüpfung der Satzbildungselemente (welche wir in der Linguistik als Syntax bezeichnen), sondern sie legt vielmehr ein System von Sätzen als Maßstab an die Wirklichkeit an, wobei das System durch die in ihm gegebenen Einteilungen festlegt, wie über die Wirklichkeit gesprochen werden kann. Damit hat sich Wittgenstein meilenweit von dem Gedanken entfernt, es könne neben der natürlichen so etwas wie eine ideale, die Wirklichkeit exakt abbildende Sprache geben. Die Sprache ist keineswegs präzise, logisch und eindeutig, sondern durchaus ungenau, vage und mehrdeutig. Sie lässt sich mit den Mitteln des logischen Denkens allein nicht annähernd begreifen. Wittgenstein konzentriert sich jetzt auf die alle sprachlichen Anwendungen durchziehenden Bedeutungen: Man habe geglaubt, die Bedeutung eines Wortes sei der Gegenstand, für welchen das Wort steht. Dadurch bilde sich ein Mythos des Bedeutens, welcher das wirkliche „Funktionieren der Sprache mit einem

Dunst umgibt, der das klare Sehen unmöglich macht“. Finden wir keinen solchen Gegenstand, so stellen wir uns einen ‚geistigen Gehalt‘ als ideales Korrelat eines Wortes vor. Diese irri-ge Auffassung hindert uns daran, den wirklichen, mannigfaltigen Gebrauch von Worten und Sätzen in der Sprache zu erkennen: Der Gebrauch des Wortes in der Sprache ist seine Bedeutung; der eingespielte Gebrauch von Worten und Sätzen in ihrer ganzen Vielfältigkeit ist das einzige, was man in Bedeutungserklärungen zu fassen versuchen kann. Es leuchtet ohne Weiteres ein, dass es keine allgemeine Theorie des Bedeutens geben kann und dass der die Bedeutung manifestierende Gebrauch in jeder natürlichen Sprache, auch wenn sie wie im Falle des Englischen eine mit dem Deutschen ‚verwandte‘ Sprache ist, ganz unterschiedlich sein muss. Mehrdeutigkeiten lexikalischer wie struktureller Natur sind in der Sprache gang und gäbe — aber in jeder natürlichen Sprache auf eigene und andere Weise.

Nehmen wir als Einstieg in das Verständnis der vielfältigen Besonderheiten unserer deutschen Muttersprache drei einfache Doppelbegriffe, die jeweils homonym sind, also gleiche Laut- und Schriftgestalt haben: *Schloss/Schloss*, *Wirtschaft/Wirtschaft*, *Himmel/Himmel*. In den beiden ersten Fällen erschließt sich die Bedeutung schnell durch den Gebrauch im Zusammenhang: *Schloss* zum Verschließen (englisch *lock*) und *Schloss* als Gebäude (englisch *castle*); *Wirtschaft* als Ökonomie (englisch *economy*) und *Wirtschaft* als Gaststätte (englisch vielleicht *pub*). Im Falle *Himmel* denken wir entweder an das über uns sichtbare, blau erscheinende Firmament samt Sternen in der Nacht oder an eine Fülle von möglichen Vorstellungen, was wir je nach Weltanschauung im Himmel vermuten: den lieben Gott, den heiligen Petrus oder Engelsgestalten aus unserer Phantasie. Im Roman *Vorliebe* von Ulrike Draesner bilden zwei Personen ein Paar, die eine ganz unterschiedliche Sicht dessen haben, was wir *Himmel* nennen:

Sie ist Astrophysikerin, und er ist Pfarrer, und das muss nicht zu ständigen Kontroversen führen. Das Englische hat für die beiden hier versuchsweise

beschriebenen Bedeutungen zwei verschiedene Begriffe: *sky* und *heaven*. Der englischsprachige Mensch muss sich also beim Sprechen oder Schreiben für eine der beiden Wortinhalte entscheiden; er kann das nicht offenlassen.

Verbsysteme: deutsch und englisch

Wollte ich die Eigenheiten des Deutschen gegenüber dem Englischen hier darlegen, müsste ich sehr viel Platz haben und ein ganzes Buch schreiben. Ersatzweise greife ich zwei Besonderheiten beispielhaft heraus, eine aus der lexikalischen und eine aus der syntaktischen Sprachebene. Bei beiden zeigen sich jedoch sogleich lexikalisch-syntaktische ‚Übergriffe‘.

Das Deutsche hat ein System von Verben mit untrennbaren Vorsilben einerseits und mit trennbaren Vorsilben andererseits: (a) entnehmen — entnommen; benehmen — benommen; verbieten — verboten; ergehen — ergangen; (b) annehmen — angenommen; vornehmen — vorgenommen; ausrechnen — ausgerechnet; zurückgehen — zurückgegangen. Die trennbaren Verben werden in den ungetrennten Formen mit ihren Vorsilben zusammengeschrieben. und sie sind in aller Regel (nicht immer!) daran erkennbar, dass die Vorsilbe den Hauptton trägt. Es geschieht häufig, dass einzelne Verbformen aus diesem reichhaltigen Arsenal mit neuen Bedeutungen als Adjektive oder Adverbien in unvermuteten Zusammenhängen verwendet werden: *Sie war noch ganz benommen, als sie sah, dass ausgerechnet dieser Schwächling sich als Herr der Lage erwies*. Neue Bedeutungen werden vom Sprachgebrauch gesteuert, unterliegen nicht irgendeiner oberflächlichen Logik und können uns in ungeahnte Weiten des Denkens führen. Wir verstehen daraus ansatzweise, wie wenig sich die Sprache an solche Idealvorstellungen wie Präzision oder Eindeutigkeit hält.

Die englische Sprache wartet mit einem umfangreichen System von Verben mit zugehörigen Präpositionen oder Adverbien

auf (*phrasal verbs*), einem System, das man leicht als Entsprechung zum deutschen Verbsystem auffassen kann, das aber nach völlig anderen ‚Gesetzmäßigkeiten‘ funktioniert und ungemein schwer zu erlernen ist, hauptsächlich deswegen, weil in unzähligen Fällen die Gesamtbedeutung sich nicht aus den Bedeutungen der Einzelteile des Ausdrucks erschließt. Dieses System zeigt sich vielfach mit Alltagsverben von hoher Frequenz in der Umgangssprache (come (a)round , down (on), by, in (for), off, on(to), out, over to, up (for)), wirkt jedoch in den Jahrzehnten, die wir im Rahmen des Sprachwandels beobachten können, massiv in die gehobene Sprache und die Schriftsprache hinein. Es kann hier nur andeutungsweise mit ein paar Beispielen, dargestellt werden.

She eventually puts up with his violent temper. – Sie gewöhnte sich schließlich an seine Gewaltausbrüche.

I was hoping Bob could put me up for a few days. – Ich hoffte, Bob könnte mich für ein paar Tage bei sich aufnehmen.

He was prepared to take on anyone who threatened us. – Er war bereit, sich gegen jeden zu stellen, der uns bedrohte.

I'll take you up on that offer, if it still stands. – Ich nehme dich beim Wort, wenn dieses Angebot noch immer gilt..

Why don't you just kiss and make up? – Gebt euch einfach einen Kuss und versöhnt euch.

He was made up to reception manager. – Er wurde zum Empfangschef ernannt.

Bei Relativsätzen mit *phrasal verbs* tritt die Präposition oder das Adverb im zeit-

genössischen Englisch fast immer an den Schluss: *That's something he will never forget about*. – *Das wird er niemals vergessen*. Diese weit verbreitete Satzstruktur wird von sprachbewussten Sprechern gern für scherzhafte Übertreibungen benutzt, etwa wenn das kleine Kind, dem abends noch etwas vorgelesen werden soll, sich gegen ein ungeliebtes Buch ausspricht: *What are you bringing this book that I don't want to*

be read to out of up for? Solche die Möglichkeiten einer gängigen Sprachstruktur übersteigenden Stilbrüche finden sich auch im Deutschen, wie wir weiter unten sehen werden. Alles in allem zeigt ein Vergleich der beiden Verbsysteme des Deutschen und des Englischen, dass sie doch meilenweit voneinander entfernt sind --von den Möglichkeiten des Gebrauchs der Zeiten ganz zu schweigen.

Das syntaktische Gefüge im Deutschen

Die zweite Besonderheit unterscheidet das Deutsche von allen uns nahestehenden Sprachen. Es ist der so genannte Klammersatzbau. Er bestimmt, zusammen mit einer Reihe von anderen Eigentümlichkeiten, Substantivierungen und Resten von einstmal klärenden Wortendungen, das gesamte syntaktische Gefüge. Es ist im hier vorgesehenen Rahmen nur andeutungsweise darstellbar.

Er ging am Morgen nach dem Sturm sehr schnell zurück. – *Er ist am Morgen nach dem Sturm sehr schnell zurückgegangen*. – *Er hätte eigentlich am Morgen nach dem Sturm sehr schnell zurückgehen sollen*.

Die unterstrichenen Satzteile umklammern gewissermaßen andere Satzinhalte und dies in einer Weise, wie das in anderen Sprachen normalerweise nicht möglich ist. Dort bestimmt eine feste Wortstellung (Subjekt – Prädikat – Objekt) die Reihenfolge der Satzteile und legt so deren syntaktische Bedeutung fest. Im Deutschen stehen daher häufig Wörter nebeneinander, die nicht in ihrer unterschiedlichen syntaktischen Funktion gekennzeichnet sind. Das wirkt sich zwar nur in der geschriebenen Sprache aus, würde aber dort zu starken Lesehemmnissen führen – wenn wir nicht die besondere Großschreibung der Substantive und Substantivierungen entwickelt und gegen mächtige Bewegungen für deren Abschaffung beibehalten hätten. Manche gemäßigten Kritiker, wie etwa

Harald Weinrich³ sprechen davon, dass wir uns den „Luxus der Substantivgroßschreibung“ leisten. Sie wissen aber, dass namhafte Sprachwissenschaftler ganz unverblümt davon geschrieben haben, dass bei Abschaffung dieser Besonderheit eben der Klammersatzbau zurückgedrängt würde oder auch ganz verschwinden würde. Die allermeisten Fachleute wollten jedenfalls solche sprachsystemverändernden Vereinfachungen nicht dulden und plädierten für die Beibehaltung der Substantivgroßschreibung, schlossen sich aber der Mannheimer Rechtschreibreformkommission an, die, als sie noch aus Experten bestand, eine vereinfachte Groß- und Kleinschreibung durchsetzte, nämlich dahin gehend, dass alle Substantive und Substantivierungen stets großgeschrieben werden, ganz gleich, ob sie metaphorisch gebraucht werden oder nicht. Eine so subtile Unterscheidung hatte sich längst als in der Schreibpraxis untauglich erwiesen. Inzwischen werden alle substantivisch gebrauchten Ausdrücke einheitlich großgeschrieben: *im Allgemeinen, im Besonderen, in Bezug auf, mit Bezug auf, auf dem Laufenden* (falsche Lehnwortübersetzung aus dem französischen *au courant* (*in der Strömung*), *seit Kurzem*. Der metaphorische Gebrauch überwiegt, und die Schreibung kann, wie gesagt, eine Unterscheidung zwischen metapho-

³ geb. 1927, Sprach- und Literaturwissenschaftler. München.

rischem und konkretem Gebrauch ohnehin nicht leisten⁴.

Ein Teilsatz in Kleinschreibung (*das größte* statt *das Größte*) kann zeigen, wie ohne die klärende Großschreibung bei der Substantivierung der Sinn des Satzes im Deutschen, verglichen mit verwandten Sprachen, nur mühsam aus dem Zusammenhang zu erschließen ist.

... und wie gerade das größte fragment ist.

.....and how especially the greatest things are fragments (fragmentary)

... et que surtout les plus grandes choses restent fragments.

Durch die starre Wortstellung (S-P-O) in den anderen Sprachen – das gilt zum Beispiel auch für das Dänische – wird das Nebeneinanderstehen von Subjekt und Objekt grundsätzlich vermieden, das heißt, dass durch die Stellung im Satz die Funktion der Satzteile erkennbar ist. Der Klammersatzbau im Deutschen stellt sich wie ein Rätselspiel auf das Satzende hin dar, was für Ausländer, die Deutsch als Fremdsprache (DaF) lernen, oft als eine unerhörte Zumutung

erlebt wird. Das zugehörige Satzende wird von den Menschen, die in dieser Sprache leben, meist erwartet und richtig vorhergesehen, sowohl in der Schrift- als auch in der Sprechsprache: *Wir geben die Hoffnung noch lange nicht auf.* Dieser Klammersatzbau ist auch eine Art Brückenkonstruktion, die von einer Seite her begonnen und erst am anderen Ufer vollendet wird: *Da lag die Vermutung nahe, dass die Planung zuvor nicht gut genug gewesen war.* Leider findet man in den Printmedien täglich hypertrophe Gebilde, welche diesen Bogen heillos überspannen: *Da lag die Vermutung, dass die Planung zuvor nicht gut genug gewesen war, nahe.*

Die Sprache lässt sich nicht, wie etwa eine mathematische Gleichung starr und für alle Fälle festgelegt handhaben, sondern ist auf das Stilgefühl des Schreibers oder Sprechers angewiesen. Der hohe Grad dieser Herausforderung lässt sich ermessen, wenn man feststellen muss, dass der erforderliche Klammersatzbau nach dem Bindewort *weil* gänzlich verloren zu gehen scheint. Da nützt es auch wenig, wenn unsereins hilflos fragt: Wozu haben wir eigentlich *denn*?

⁴ Diese Regelung hat sich inzwischen durchgesetzt, und sie findet natürlich Zustimmung bei den meisten Lehrern, die es mit dem Erstlese- und Erstschriftunterricht oder mit dem Rechtschreibunterricht überhaupt zu tun haben. Bei den kaum praktisch handhabbaren Regelungen für die äußerst komplizierte Getrennt- und Zusammenschreibung ist der Strom der kritischen Äußerungen, berechtigt oder nicht, schier unendlich. Für den neu geregelten Bereich Groß- und Kleinschreibung jedoch die Rückkehr zur alten ‚bewährten‘ Rechtschreibung zu fordern, wäre schlicht unverantwortlich.

Das Übersetzen

Was nun das Übersetzen anbelangt, so gilt der Grundsatz, dass alles in (fast) alle Sprachen übersetzbar ist. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, dass das Übersetzen eine hohe Kunst ist, die, weil sie ein erhebliches Maß an Sprachgefühl und Sprachfertigkeit erfordert, nur von Wenigen virtuos beherrscht wird. Gadamer greift einen Begriff aus dem Titel des bekannten Essays von Ortega y Gasset *Vom Glanz und Elend des Übersetzens* auf, wenn er schreibt: „Denn darin liegt das ganze Elend des Übersetzens, dass die Einheit der Meinung, die ein Satz hat, sich durch die bloße Zuordnung von Satzgliedern zu den entsprechenden Satzgliedern der anderen Sprache nicht treffen lässt und dass so diese grässlichen Gebilde zustande kommen, die uns im Allgemeinen in übersetzten Büchern zugemutet werden – Buchstaben ohne Geist“. Und weiter: „Die Bedeutung eines Wortes ist eben nicht nur im System und im Kontext allein da, sondern dieses In-einem-Kontext-Stehen bedeutet zugleich, dass sie sich von der Vieldeutigkeit, die das Wort an sich hat, auch dann nicht völlig abscheidet, wenn der Zusammenhang den jeweiligen Sinn eindeutig macht. Der Wortsinn, der dem Wort in der Rede, in der es begegnet, zukommt, ist es offenkundig nicht allein, was da ist. Da ist anderes mitpräsent und die Präsenz all dieses Mitpräsenten macht die Evokationskraft aus, die in der lebendigen Rede liegt⁵“.

Wer dies bedenkt, dem fällt es leicht zu verstehen, dass (große) Dichter mit sprachkünstlerischen Mitteln, etwa der Mehrdeutigkeiten und der nicht alltäglichen Abstraktionen, noch viel weiter gehen können, als es in der Alltagssprache üblich ist und dass sie damit Wirkungen erzielen, welche das Herz des Sprachverliebten höher schlagen lassen und den Komponisten anregen, Sprachkunstwerke in Musik umzusetzen. Ein Ausschnitt aus Rainer Maria Rilkes *Das Rosen-Innere* mag einen Einblick in solche Dichtkunst vermitteln:

*Welche Himmel spiegeln sich
drinnen / in dem Binnensee / dieser
offenen Rosen, / dieser sorglosen,
sieh: / wie sie lose im Losen / liegen,
als könnte nie / eine zitternde Hand
sie verschütten.*

Dem ist nichts hinzuzufügen — außer dass man im Sinne des zuvor über Sprache Ausgesagten die Frage stellen könnte: Wer wollte darangehen, dies in eine andere Sprache zu übersetzen, eine Übertragung zu wagen? Und doch: Können mögen versuchen, großartige, wertvolle Zeilen auch Anderssprachigen zugänglich zu machen. In einem der berühmtesten Sonette Shakespeares macht der (gar nicht alte) Dichter uns mit den Gedanken eines alternden Menschen vertraut:

*That time of year thou may'st in me
behold / When yellow leaves, or
none, or few, do hang / Upon those
boughs which shake against the cold
/ Bare ruin'd choirs, where late the
sweet birds sang...*

Die Übertragung ins Deutsche ist schön und mutig:

*In mir magst du die Zeit des Jahres
seh'n / da wenig Blätter oder keine
hängen / an Bäumen, die vor Frost
erschauernd stehn, / Zerfallne Mün-
ster, drin einst Stimmen sangen ...⁶*

Wenn allerdings *choirs* mit *Münster* wiedergegeben wird, fällt mir ein, dass Gadamer ausdrücklich darauf hingewiesen hat, dass oft vieles *mitpräsent* ist und mitgedacht werden muss. In diesem Falle denkt Shakespeare, so darf man vermuten, an die Chöre der wunderschönen Kathedralen seiner Heimat, die nach der Auflösung der Klöster (*dissolution of the monasteries*) durch Henry VIII (der für seine Kriegszüge das Kupfer der Dächer brauchte), großenteils in Ruinen standen. Die Chorknaben sangen noch vor Kurzem in süßen Melodien, anrührend wie zwitschernde Vögel: nur leider sind

⁶ Shakespeares Werke, Englisch und Deutsch, hg. v. L. L. Schücking, Sechster Band, Dt. Buchgem., Darmstadt, Der Tempel-Verlag, 1955. S. 433 f.

⁵ Hans-Georg Gadamer, a.a.O., S. 84 f.

die Chorgestühle zerstört, und der Dichter denkt nicht nur an „Stimmen“, sondern auch an leibhaftige Vögel, die dort jetzt das Singen übernommen haben; für *bare* und für *sweet birds* findet sich in der deutschen Fassung keine Entsprechung. Das ganze Szenario

erinnert den Dichter an die Vergänglichkeit alles Seins; nur er, und nicht jedermann, kann aus einem Gedankenbild, das vielleicht blitzartig in ihm aufleuchtet, ein unvergängliches Sprachkunstwerk machen.

Das Zuhausesein in der Muttersprache

Zum Schluss zitiere ich aus dem reichen Schatz der Literatur einen Menschen, der sich über den Verlust seiner Muttersprache beklagt. Wo findet man so etwas? Natürlich bei Shakespeare. In seinem Historiendrama *Richard II* verbannt der junge König gleich zu Beginn seinen Vasallen Mowbray aus dem heimischen England in eine unbekannte Ferne, und dieser beklagt sich:

The language I have learn'd these forty years, / My native English, now I must forgo: / And now my tongue's use is to me no more / Than an unstringed viol or harp: Or like a cunning instrument cased up, / Or, being open, put into his hands / That knows no touch to tune the harmony: / Within my mouth you have engaol'd my tongue / Doubly portcullis'd with my teeth and lips; / And dull unfeeling barren ignorance / Is made my gaoler to attend on me.

Die Sprache, die ich vierzig Jahr gelernt / Mein mütterliches Englisch soll ich missen; / Und meine Zunge nützt mir nun nicht mehr / Als, ohne Saiten, Laute oder Harfe, / Ein künstlich Instrument im Kasten, oder / Das, aufgetan, in dessen Hände kommt, / Der keinen Griff kennt, seinen Ton zu stimmen. / Ihr habt die Zung' in meinen Mund gekerkert, / Der Zähn' und Lippen doppelt Gatter vor; / Und dumpfe, dürftige Unwissenheit / Ist mir zum Kerkermeister nun bestellt⁷.

Es bedarf einer großen Dichterkraft um darzulegen, wie ein Mensch sich dessen

bewusst zu werden versucht, was sonst unreflektiert Teil seines alltäglichen Verhaltens ist, nämlich sein Eingebettetsein in eine ihm zutiefst vertraute Sprachgemeinschaft. Mowbray ringt gewissermaßen nach Bildern, mit deren Hilfe er seinen Verlust beschreiben kann: die Laute oder Harfe ohne Saiten, das Instrument im verschlossenen Kasten, der Mensch, der das Instrument in der Hand hält und es nicht zum Klingen bringen kann, das Gatter mit dem doppelten Schloss davor.

Alle diese Sprachbilder sind Metaphern, die, aneinander gereiht und letztlich unzusammenhängend, die wachsende Verzweiflung über den Verlust der Geborgenheit im schützenden Raum der Muttersprache offenlegen. Dazu soll noch einmal Gadamer zu Wort kommen: „Innerhalb der Lebenseinheit der Sprache ist die Sprache der Wissenschaft stets nur ein integriertes Moment, und im Besonderen gibt es solche Weisen des Wortes wie die, die wir im philosophischen, im religiösen und im dichterischen Sprechen vor uns haben. In ihnen allen ist das Wort etwas anderes als der selbstvergessene Durchgang zur Welt. Wir sind in ihm zuhause. Es ist wie eine Art Bürge für das, wovon es spricht. Dies liegt besonders im dichterischen Sprachgebrauch klar vor aller Augen“⁸.

Prof. Dr. Andreas Digeser studierte in Freiburg, arbeitete zehn Jahre mit den Fächern Englisch, Französisch und Deutsch an einem Gymnasium. Seit 1984 Prof. für Englisch mit den Schwerpunkten Linguistik, englische und amerikanische Literatur und Fremdsprachendidaktik an der PH Freiburg im Breisgau.

⁷ Shakespeares Werke, Englisch und Deutsch. King Richard II. Scene I/3, a.a.O.. Zweiter Band, S.118 f.

⁸ Hans-Georg Gadamer, a.a.O. S.85